

Das ewige Leben des Stammes Pequot

Das Navigationsgerät verirrt sich bisweilen zwischen den Straßen Connecticuts, aber die Historie nimmt den Besucher immer wieder an die Hand. Unterwegs zwischen der Geschichte des Walfangs und der Gegenwart der Indianer.

Von Paul Stänner

Das Navigationssystem des Mietwagens spricht seine eigene Sprache. Die Anweisungen nuschelt eine Dame mit schleppendem Südstaatenakzent. Erst versteht man nur Brocken, dann zusammenhängende Brocken, am Ende der Reise erschließt sich die Anweisung. „Drive to highlighted ground“ heißt ungefähr: Fahren Sie auf irgendeine Straße, die Sie auf dem Display erkennen können. Dort nimmt das Navi die Fahrt wieder auf. So kommt, nach einigem Hin und Her, der Reisende nach Wethersfield, einem kleinen, kultivierten Vorort südwestlich von Hartford, der Hauptstadt des Staates Connecticut.

Wethersfield wurde 1634 gegründet und behauptet von sich, die älteste Stadt in Connecticut zu sein. Die drei Häuser im Ensemble des Webb-Deane-Stevens-Museums sind im typischen Stil Neuenglands errichtet. Die Wände bestehen aus Brettern, die quer auf den Rahmen angelegt werden, sie sind blau, rot und ocker gestrichen. Im oberen Stockwerk des Hauses von Samuel Webb liegt zur Straße hinaus ein Zimmer, das spärlich eingerichtet ist, mit einem Bett so uneinladend, dass es nur einen wirklich müden Menschen anlocken kann. Hier verbrachte George Washington, der spätere erste Präsident der Vereinigten Staaten, fünf Nächte.

Es war 1781, als Washington und der französische General de Rochambeau sich in Wethersfield trafen. Gemeinsam planten sie einen Feldzug gegen die Briten. Ihr Kriegsrat, feinsinnigerweise in der hübschen, weißen Kirche von Wethersfield abgehalten, führte zu der Belagerung von Yorktown und zur Kapitulation von mehr als achttausend britischen Soldaten. Das Museum ist besonders stolz darauf, dass im Schlafzimmer die Tapete hängt, auf die schon Washington geblickt hatte. Damals war sie vielleicht noch etwas heller.

Eine Karte mit den historischen Gebäuden von Wethersfield verzeichnet allein 116 Häuser auf der Main Street. Das älteste stammt aus dem Jahr 1727, für Amerika ist das sehr alt. Die Häuser sind in ihrem Originalzustand geblieben, aber modernisiert und bewohnt – eine Straße voll living history. Nicht ganz so historisch ist der Coffee Shop. Die beiden jugendlichen Kellnerinnen sind damit beschäftigt, sich mit den Jungs zu vergnügen, die sie sich gegen die Langeweile eines späten Vormittags eingeladen haben. Sie hätten auch die Tische abwischen können, aber das wäre wohl uncool. Der Gast merkt, dass er stört und geht beizeiten. Draußen fällt ihm eine Tafel ins Auge: „Home Site Of Abraham Finch, One Of the Adventurers 1634, Born in England – Killed by Indians in the Massacre April 23, 1637.“

Abraham Finch war einer der englischen Siedler-„Abenteurer“, die 1634 Wethersfield gegründet hatten. Nur drei Jahre später wurde er bei einem Überfall der Pequot-Indianer getötet. Die Pequot sind, in ihrer Sprache, die Menschen, die am flachen Wasser leben, also dem Streifen zwischen der Atlantikküste und den einmündenden Flüssen. Über Jahrtausende lebten sie hier, dann kamen die Engländer und wollten Land für ihre Siedlungen. In der Folge kam es zu Streitigkeiten. Sechs Monate dauerte der „Pequot-Krieg“, zunächst nur mit ein paar Scharmützeln hier und dort. Dann beschlossen die Pequot, hart zuzuschlagen. Sie überfielen das kleine Wethersfield und töteten elf Siedler, auch Frauen und Kinder.

Der kleine Mystic Port südlich von Wethersfield hat ein Herz für Segler. In der

geschützten Bucht des kleinen Atlantikhafens schaukeln Yachten aller Größen und Takelagen. Die Hauptstraße ist gesäumt von weißen Häusern, der Himmel zeigt ein strahlendes Blau, das Wasser in der Bucht glitzert vergnügt. Dann, plötzlich, steht der Besucher am Rande der Bucht vor einem gewaltigen schwarzen Trumm von Schiff, das aussieht wie Noahs Arche.

Tom Brillat beherrscht breitbeinig das Deck der trockengelegten Charles W. Morgan. Tom ist mittelgroß und trägt einen maritimen Vollbart. Er ist schon auf allen möglichen Schiffen gefahren: U-Boot, Flugzeugträger, Frachtschiff, Schlepper. Und jetzt er ist der Mann, der den „Whaler“ erklärt. Die aufgebockte Morgan ist 1841 in New Bedford im benachbarten Massachusetts vom Stapel gelaufen. Sie ist dreißig Meter lang und trug vier bis fünf schmale Boote, auf denen die Wale gejagt und dann zum Mutterschiff geschleppt wurden.

Zwischen den Aufbauten auf dem Deck der Morgan fühlt man sich augenblicklich in die Pequot versetzt – jenes Schiff, mit dem Kapitän Ahab die Jagd auf Moby Dick aufnimmt, den weißen Wal. Herman Melville schrieb den Roman 1851. Da war die Charles W. Morgan schon seit zehn Jahren auf den Meeren, ein schweres, in der See rollendes Fabrikschiff mit schwarzem Rumpf. Herman Melville war selbst auf einem Whaler gefahren. Was er vom Alltag an Bord geschrieben hat, war Standard auf amerikanischen Walfängern.

Tom sagt, das Deck der Morgan müsse vollgestanden haben mit allen möglichen Dingen. Er deutet auf die Gestelle, in denen Harpunen und Lanzen aufbewahrt wurden – griffbereit und gerade so hoch, dass sich niemand verletzen konnte. Doch beherrscht wird das Deck von den großen Masten und zwei Backsteinöfen in der Schiffsmitte, mit denen riesige, tausend Liter fassende Kessel beheizt wurden. Darin hat man den Waltran ausgekocht. Feuer auf einem hölzernen Schiff bedeute nie etwas Gutes, sagt Tom. Viele Walfänger haben Feuer gefangen. Nicht aber die Morgan – sie bekam gleich nach ihrer ersten Ausfahrt den Spitznamen „das glückliche Schiff“. Und jetzt ist sie die einzige, die aus ihrer Zeit übrig geblieben ist. Lucky Morgan, schwärmt Tom.

Wir steigen eine steile Leiter hinab. Schritte. Dumper Schlag. Aufschrei. „Watch your head!“ ruft Tom zu spät. Der Raum unter Deck ist niedrig, eng und dunkel. Zimmerleute arbeiten an den massiven Spanten der Morgan. Bis 1928 war sie unter Segeln auf Walfang gefahren. Seit 2008 wird sie einer grundlegenden Restaurierung unterzogen, denn 2013 soll sie auf Tour entlang der Ostküste zu den alten Walfanghäfen gehen, eine Reise zur Rettung der Geschichte und der Wale.

Die Fahrt der sehr ähnlichen Pequot dagegen endete tragisch. Moby Dick, der weiße Wal, rammte das Schiff und es ging mitsamt der Mannschaft unter, nur ein Zeuge bleibt am Leben, um die Geschichte zu erzählen.



Aus welchem Grund gab Melville dem Schiff in seinem Roman den Namen „Pequot“? Melville erwähnt, dies sei der Name eines berühmten Indianerstammes, der jetzt aber ausgerottet sei wie die alten Meder in Persien. Historisch lag er damit falsch, obwohl das nach dem Willen der Engländer eigentlich so geplant war. Nach dem Überfall der Indianer auf Wethersfield 1637 glaubten die religiösen Eiferer unter den Puritanern, in den Pequot die böse Saat aus Kanaan zu erkennen. Sie beschlossen, das Problem von Gottes Erdboden zu tilgen und griffen das Dorf der Pequot an – nur wenige Meilen vom heutigen Mystic Port entfernt. Aber der Angriff scheiterte. Die Engländer und ihre indianischen Verbündeten muss-



Nur durch Glück überlebten die Pequot sämtliche Ausrottungsversuche. Mit Glück verdienen sie heute Geld: Glasindianer im Foyer eines Casinos.

Foto Paul Stänner

ten sich zurückziehen. Sie umstellten das Dorf und steckten es in Brand. Wer den Flammen zu entkommen suchte, wurde auf der Flucht getötet. Nach einer Stunde war alles vorüber: Zwei englische Soldaten und hundertfünfzig Krieger der Pequot waren im Kampf gefallen, mehr als vierhundert Frauen, Kinder, alte Männer erschlagen. Die Überlebenden wurden als Sklaven bis in die Karibik verkauft oder benachbarten Stämmen, die sich am Überfall beteiligt hatten, ausgeliefert. Der Name Pequot wurde durch Beschluss des Gouverneurs gelöscht. In Herman Melvilles Epoche waren die Pequot nur noch eine blasse Erinnerung, die der Autor in seinem Roman für die Nachwelt bewahrte. Aber einige der Pequot waren dem Genozid entkommen.

Unser Navi befiehlt die Fahrt zu „highlighted ground“, findet dort das Satellitensignal und sortiert sich ein. Es geht weiter nach Osten. Nur wenige Meilen vom Liegeplatz des Walfängers Charles W. Morgan liegt das Reservat der Mashantucket Pequot-Indianer. Es geht über eine ramponierte Autobahn, die von knappen Steuergeldern unterhalten wird, dann über eine schmale, ebenfalls mangelernährte Landstraße mit Schlaglöchern. Das Auto ächzt qualvoll. Als wir ins Reservat der Pequot einbiegen, wird die Straße breit und breiter, weiß leuchten die Markierungen, der schwarzglänzende Asphalt ist makellos. Das Auto surrt begeistert. Dann ragt hinter einer Biegung wie eine Erscheinung aus einer anderen Welt das Foxwoods Resort Casino auf, die Gelddruckmaschine der Pequot.

Vier Hotels, vierunddreißig Restaurants, sechs Spielhallen gehören zum Kasino, außerdem zwei Golf-Resorts (privat und öffentlich), die üblichen Spas, Konferenzräume und Konzerthallen – eine Welt der Unterhaltung. Die Spielhallen sind gepackt voll. Im Erdgeschoss hockt wie in Trance der Durchschnittsamerikaner im Hawaiiemid mit Getränkeimer und Übergewicht im ohrenbetäubenden Lärm von Tausenden Spielautomaten. Weiter oben wird gepokert – dort herrscht tödliche Stille bis auf das Sirren der Klimaanlage. An den Tischen sitzen harte Typen, die mit den verspiegelten Sonnenbrillen, verbissen, hochkonzentriert, den Blick starr Richtung Geld. Im Dachgarten zockt das potente Publikum mit einem Einsatz zwischen fünfhundert und fünfzehntausend Dollar. Sehr diskret, das Ganze. Überall Security.

Für Indianerreservate, die von Washington als eigene Nationen („nations“) anerkannt sind, gelten besondere Gesetze. Dazu gehört, dass die Stämme auf ihrem Grund und Boden Spielhallen betreiben dürfen – während die puritanischen

Spaßbremsen im übrigen Neuengland in die Röhre gucken. So subventionieren die Spieler unter anderem das gigantische Museum und Forschungszentrum der Pequot, einige Autominuten von den Spielhöhlen entfernt. Dort ist eine Dorfszene des Jahres 1500 nachgestellt, der goldenen Zeit vor der Ankunft der Weißen. Die Figuren sind in einem sehr aufwändigen Prozess von lebenden Mitgliedern des Pequot-Stammes abgeformt worden, die so ihren Vorfahren Gestalt und Gesicht verliehen haben.

Zwei männliche Gestalten fallen auf: Beide tragen langes Haar, doch ist der eine auf der rechten Kopfhälfte kahl ra-

siert. Sein Begleiter hat bloß einen langen Zopf, der über den Rücken fällt.

Georges Beaulieu, der Führer durch die Ausstellung, den es aus Kanada unter die Pequot verschlagen hat, erklärt, der Haarschnitt signalisiere unterschiedliche Aufgaben in der Stammesgesellschaft. Der eine verbringe die meiste Zeit auf der Jagd, daher sei die eine Hälfte seines Kopfes rasiert, damit sich beim Spannen des Bogens nicht die Haare in der Sehne verfangen. Der andere ist ein Krieger. Er demonstriert mit dem langen Zopf seine Tapferkeit: Wenn man jemanden bei den Haaren fasst, kann man ihn kontrollieren. Je länger also der Zopf war, desto selbstsicherer führte der

Krieger seine Tapferkeit vor. Auf den Besucher wirken die Figuren beklemmend real – wie sie da stehen, könnten diese Skulpturen auch atmen und gehen und reden.

Im Jahr 1637 hatten die Weißen geplant, den Stamm zu vernichten. Zweihundert Jahre später glaubte Herman Melville, das Volk der Pequot sei ausgelöscht. Aber ganz offensichtlich gibt es sie noch. Und sie sind reich. Heute zählen die Pequot drei- bis vierhundert Angehörige, und in diesen wirtschaftlich prekären Zeiten melden sich fast täglich neue Bewerber, die spüren, dass das Blut der Menschen, die am flachen Wasser leben, auch in ihren Adern fließt.

Sammeln und Speichern

tdt. BRÜSSEL. Auch das neue Abkommen zwischen der EU und den Vereinigten Staaten erlaubt den Behörden eine Gesamtspeicherzeit der Daten europäischer Fluggäste über fünfzehn Jahre. Name, Anschrift, Mailadresse, Kreditkartennummer oder Zahl der Koffer werden zunächst für fünf Jahre gespeichert und danach für zehn Jahre in eine ruhende Datenbank übertragen. Auf diese haben die amerikanischen Ermittlungsbehörden jederzeit Zugriff. Kritik üben EU-Parlamentarier wie der Deutsche Jan Philipp Albrecht (Grüne) oder die Niederländerin Sophie in't Veld, die der sozialliberalen Partei D 66 angehört. Auch Peter Schaar, Bundesbeauftragter für Datenschutz, ist gegen die Datenspeicherung, weil sie „unabhängig von konkreten Verdachtsmomenten und Gefährdungen“ geschieht.

Touristen meiden Japan

tdt. FRANKFURT. Wie sehr das Erdbeben in Japan und die Atomkatastrophe von Fukushima dem japanischen Tourismus zusetzen, zeigen die aktuellen Zahlen: Im März betrug der Rückgang der ausländischen Touristen fünfzig Prozent gegenüber dem Vorjahresmonat. Im April lag das Minus sogar bei 62,5 Prozent – nur noch 296 000 Besucher aus dem Ausland kamen nach Japan. Ganz besonders sensibel hätten die Deutschen auf den Atomunfall reagiert, sagt Hideaki Nakazawa, Deutschlandchef der japanischen Fremdenverkehrszentrale. Im April seien die Besucherzahlen aus Deutschland auf 3300 Reisende gesunken, ein Minus von 67,5 Prozent. Nach Auskunft des Experten lässt sich der Westen seines Landes, ohnehin das bevorzugte Ziel ausländischer Touristen, „ohne Sorge besuchen“.

Leihräder in London

tdt. LONDON. Das im vergangenen Sommer zunächst nur für Abonnenten gestartete Londoner Fahrradleihsystem Barclays Cycle Hire (www.tfl.gov.uk) ist seit kurzem auch für Touristen nutzbar. Es hat sich schnell als Attraktion erwiesen, zumal die erste halbe Stunde gratis ist. Allerdings wird eine Zugangsgebühr fällig: ein Pfund (1,15 Euro) für 24 Stunden und fünf Pfund für sieben Tage. Der Nutzungspreis, der zusätzlich zum Zugangspreis anfällt, steigt mit längerer Leihdauer kräftig: Eine Stunde kostet ein Pfund, zwei Stunden sechs Pfund, drei Stunden fünfzehn Pfund. Die maximale Leihdauer beträgt 24 Stunden, sonst sind hundertfünfzig Pfund Strafgebühr fällig. Mit der Preisgestaltung soll erreicht werden, dass jederzeit Räder zur Verfügung stehen. Bezahlt wird per Kreditkarte.





Dubai schon ab 408 Euro.

Eine Stadt zwischen Tradition und Moderne. Fly Emirates. Keep discovering.

56 Mal wöchentlich von Düsseldorf, Frankfurt, Hamburg und München in die ganze Welt.*

Ausgezeichnet als „Airline des Jahres 2011“ vom führenden Branchenmagazin Air Transport World. Weitere Informationen und Buchungen auf emirates.de, telefonisch unter 069 945192000* oder in Ihrem Reisebüro**. Buchungszeitraum ab sofort bis 26.06.2011. Reisezeitraum ab sofort bis 31.08.2011 (letzter Abflug). Es gelten unsere AGB. Entdecken Sie auch unser Vielfliegerprogramm auf skywards.com und profitieren Sie von attraktiven Prämien und Vorteilen. *Ab 01.09.2011 erhöht sich durch einen zweiten täglichen Flug ab Hamburg die wöchentliche Flugfrequenz von Deutschland nach Dubai von 49 auf 56. ** Bei Buchungen über die Emirates Hotline wird eine Bearbeitungsgebühr i. H. v. 20 EUR erhoben. *** Reisebüros können unterschiedliche Servicegebühren erheben.